

Dienst? Der wie du den Tod, diesen launenhaften Mitspieler irgendwo hinter den Kulissen, gleichermaßen fürchtet und herbeisehnt?

Wie nennt man es, wenn besagter Jemand einen Ehering trägt, aber seine Frau nie mit Namen erwähnt? Eine Frau und zwei Kinder im benachbarten Bundesstaat? Keine Fragen, keine Antworten.

Um Punkt halb elf klopfte Nicht-Daniel an das Beifahrerfenster. Die ersten Sekunden saßen wir stumm nebeneinander, wie immer am Anfang. Manchmal weinte dann ich, manchmal auch er, weil das erlaubt war hier draußen, weil wir hier sicher waren vor dem Jesus unserer Mütter, vor Pflegerinnen auf Autopilot, hohlen Phrasen und als Trost verkleideten Binsenweisheiten über den Willen Gottes. Und nach einer Weile fing dann einer von uns zu sprechen an.

Aber heute Abend ... wie sollten wir heute Abend beginnen? Da weitermachen, wo wir gestern aufgehört hatten? Als die x-te mäandrende Unterhaltung über Begräbnisse und selbstsüchtige Geschwister unversehens in Küssen überging und ich plötzlich kein T-Shirt mehr anhatte, aber dafür Nicht-Daniels Mund an meinen Nippeln?

Letztlich lief es dann so: Nicht-Daniel nahm mir die Packung Kondome aus der Hand, zog eins heraus und stellte die Schachtel auf das Armaturenbrett, neben mein Handy. Seines legte er daneben. Ich wusste, dass sein Klingelton, wie meiner, auf die höchste Lautstärke eingestellt war, weil der Anruf, DER Anruf, jederzeit kommen konnte. Dann nahm er mein Gesicht in seine Hände und sah mich an. Ich schlug die Augen nieder.

»Nein«, sagte er. »Für das jetzt musst du ... hier sein. Ganz. Hier.«

Ich hob den Blick. Ich kam mir vor wie Sisyphus, der seinen Stein wälzt. In seinen Augen las ich *FrauKindersterbendeMutter*. Ich blinzelte, blinzelte wieder, bis meine Sicht frei war.

Auf der Rückbank zog Nicht-Daniel erst mich aus, dann sich, und vergrub das Gesicht zwischen meinen Schenkeln. Ich streckte die Arme über den Kopf, klammerte mich am Türgriff fest, und während ich kam, mehrmals kam, weinte ich.

Als Nicht-Daniel sich schließlich das Kondom überstreifte und mich auf die Knie zog, waren meine Beine kraftlos und schlaff. Er drehte mich weg von sich und drückte mich nach vorn, die Hand in meinem Kreuz. Dann legte er sich auf mich und drang in mich ein. Er fasste mich derb an, aber nicht grob.

Ich fragte mich, ob er das Gleiche dachte wie ich: Was, wenn eine unserer Mütter stirbt, während wir hier unten, um einen Ausdruck meiner Großmutter zu verwenden, rammeln wie die Karnickel?

Aber in der Enge der Rückbank, so besetzt mit unserer Trauer und unserer Begierde, hatten Schuldgefühle oder Angst keinen Platz. Nur Erleichterung.

Und das sagte ich Nicht-Daniel auch, als wir beide verschwitzt und völlig ausgepumpt dalagen und das Sitzleder klebrig an der feuchten Haut spürten.

»Erleichtert?« Er runzelte die Stirn und grinste dann. »Erleichtert? Soll das heißen, ich hab nicht geliefert?«

»Nein, nein«, sagte ich. »Du hast sehr wohl geliefert. Und wie du geliefert hast. Aber eins muss ich doch fragen ...«

»Raus damit.«

»Hattest du keine Angst, dass eine von ihnen stirbt, während wir hier unten sind?«

»Daran hab ich keine Sekunde gedacht.«

»Echt nicht?«

»Echt nicht. Also hör mal, ich kann entweder liefern, oder ich kann an meine Mama denken, lebendig oder tot. Beides zugleich geht nicht.«

Und ich lachte, obwohl ich ein schlechtes Gewissen dabei hatte. Obwohl nichts so war, wie es sein sollte.

LIEBE SCHWESTER

LIEBE JACKIE,

das ist bestimmt schon mein fünfter Anlauf zu diesem Brief. Ich sage mir jetzt einfach, entweder du liest ihn oder du liest ihn nicht, und wie ich ihn schreibe, ist letztlich egal. Die Frage ist viel eher, wer du bist und was du in deinem Leben durchmachen musstest und was es dir bedeutet – beziehungsweise ob es dir überhaupt etwas bedeutet –, denselben Vater zu haben wie meine Schwestern Renee, Kimba, Tasheta und ich. Vielleicht hat es ja keinerlei Bedeutung für dich. Vielleicht ist dein Leben ohne unseren Vater bestens verlaufen, was ich dir sehr wünschen würde. Vielleicht bedeutet es dir aber auch sehr viel, und du hast dich immer nach einem Vater gesehnt und zu kämpfen gehabt, weil er nicht da war. So oder so hast du ein Anrecht zu erfahren, dass unser Vater Wallace »Stet« Brown letzte Woche an einem schweren Schlaganfall gestorben ist.

Soviel wir wissen, hast du unseren Vater nie kennengelernt. Er hat dich zuletzt als Säugling gesehen. Wenn das stimmt, und falls es dir irgendein Trost ist: Du hast nicht viel verpasst. (Das soll ich dir von unserer jüngsten Schwester Tasheta ausrichten. Gerade sitzen wir in Grandmas Haus zusammen, und alle rufen durcheinander und sagen mir, was ich dir schreiben soll. Zum größten Teil ignoriere ich sie. Sie haben mich zur Brieffschreiberin bestimmt, weil ich klare Ansagen mache und nicht um den heißen Brei herumrede. Und weil ich, im Gegensatz zu Tasheta, weiß, was Taktgefühl ist.)

Ach ja, falls du dich das fragst: Bei uns hieß es schon immer »Grandmas Haus«, obwohl Granddaddy auch hier gewohnt hat, als er noch lebte. Er ist 2002 gestorben, Herzinfarkt, Gott hab ihn selig. Granddaddy hättest du gemocht. Jeder mochte ihn. Er hatte immer irgendwelche Witze oder lustigen Geschichten auf Lager. Er war ein feiner Mensch, wie Grandma auch. Ihre Kinder haben die Kurve nicht gekriegt, sie sind alle Junkies geworden oder sonstwie vom Weg abgekommen, obwohl ihre Eltern sich die größte Mühe gegeben haben, sie anständig zu erziehen. Manche Leute schlagen nun mal einfach ihren eigenen Kurs ein.

Aber zurück zu Stet. Tasheta hat recht. Du hast nicht viel verpasst. Stet – so nannten ihn alle außer Grandma, weil er in der High School immer einen Stetson aufhatte –, also Stet war als Dad nicht gerade der Hit. Jede von uns Schwestern hatte eine andere

Beziehung zu ihm, aber keine davon war gesund und keine so, wie wir es gebraucht hätten.

Kimba ist die Älteste, und sie ist die Schlichterin. Zu unserem Vater hat sie »Wallace« gesagt, aber hauptsächlich hat sie ihn wie Luft behandelt. Dass Tasheta und Renee sich im Lauf der Jahre nicht doch irgendwann erwürgt haben, ist allein ihr Verdienst. Sie hat in Harvard studiert. Ihre Mutter (Jan) und meine Mutter waren Freundinnen ... bis Stet auftauchte. Aber als Kimba und ich in die Schule kamen, vertrugen sie sich schon wieder und zogen uns beide auf wie Schwestern. Meine Mama sagte: »Ihr werdet einander noch brauchen. Jan und ich werden nicht immer da sein. Und euren Daddy könnt ihr komplett abschreiben.«

Jedenfalls lebt Kimba jetzt in Philadelphia und hat einen Mann und zwei Kinder. Deine Nichte und dein Neffe also. Sie ist die Einzige von uns, die Kinder hat, und sie ist die Ausgeglichenste. Wie gesagt, die Schlichterin. Sie hat sich ins Flugzeug gesetzt, sobald der Anruf von Renee kam, und sie hilft uns bei Grandma. Aber eigentlich will sie nichts wie weg hier, zurück in ihr Leben.

Apropos Grandma: Richtig dement ist sie noch nicht, glaube ich, aber es geht in die Richtung. Sie erinnert sich oft nicht an unsere Namen, aber dass ihr Baby-Boy tot ist, das weiß sie. Und sie trauert um ihn. Sie fängt immer wieder zu weinen an. Sie ist jetzt fünfundsiebzig und hat ihren Mann und alle ihre Kinder überlebt, bis auf einen Sohn, unseren Onkel Bird, der nach Granddaddys Tod bei ihr eingezogen ist, um sich um sie zu kümmern.

Als letzte Woche Kimba ankam, saßen wir alle bei Grandma um den Tisch. Ihre Nachbarn und die Leute aus ihrer Kirche hatten bergeweise Essen gebracht. Wir waren auf Tage hinaus versorgt: Brathuhn, Backhähnchen, Makkaroniauflauf, Grünkohl, russische Eier, Kartoffelsalat, Augenbohnen mit Reis, Fruchtekuchen.

Wir saßen also da und aßen und schwatzten, und plötzlich sagte Grandma: »Welche von euch ist schwanger?« Mit einem Hühnerbein fuchtelnd wie mit einem Zeigestock. »Ich hab fast die ganze letzte Woche von Fischen geträumt.«

Von Grandmas Fischträumen hören wir, seit wir denken können. Bei sieben Kindern, neunzehn Enkeln (dich mitgezählt), acht Urenkeln und drei Ururenkeln hat es Grandma auf sehr viele Fischträume gebracht.

»Irgendwer hier ist schwanger«, murmelte sie.

Renee, Kimba und ich sahen uns an und schüttelten den Kopf. »Wir sind's nicht, Grandma«, sagte Renee. (Tasheta war noch nicht da, sie kommt immer zu spät.)

Jedenfalls haben Grandmas Fischträume die Ankunft jedes einzelnen ihrer Kinder, Enkelkinder, Urenkelkinder und Ururenkelkinder angekündigt. (»Außer bei Khalil«, wie sie uns regelmäßig erinnert. »Wo Derrick dieses Mädels erst mitgebracht hat, wie es den Kleinen schon zwei Wochen gab. Und dann ist sie mir auch noch blöd gekommen, wie ich ihr gesagt hab, sie hätt mit ihm nicht so früh an die Luft gedurft, ohne Schuhe und Mützchen und alles. Und wenn's hundertmal Juni war!« Juni 1986, aber Grandma redet über »dieses Mädels« und »den Kleinen« immer noch, als wäre es gestern gewesen. Khalil ist inzwischen neunzehn und selber schon Daddy!)

Wenn Grandma von Fisch träumt, dann hat irgendwer aus der Familie ein Baby im Bauch. Alle sind sich einig, dass sie nur ein einziges Mal falschlag, was sie sich damit erklären, dass Grandma zu der Zeit im Krankenhaus lag, weil ihre Zuckerwerte verrückt spielten, und wirre Träume hatte. Aber Jackie, ich verrate dir jetzt ein Geheimnis, das sonst nur unsere Schwestern kennen: Sie lag gar nicht falsch. Und ich hatte mehr Schuldgefühle gegenüber Grandma, weil ich ihr in den Augen der Familie die Bilanz verdorben habe, als ich sie Gott gegenüber wegen der Abtreibung hatte. Noch fünfzehn Jahre später beschwert sich Grandma, dass »dieser Zucker noch viel böser ist, wie die Ärzte denken. Schmeißt den Leuten ihre Träume durcheinander ...« Trotzdem bringe ich es nicht über mich, ihr zu beichten, was ich getan habe.

Aber diesmal bin definitiv nicht ich diejenige, die schwanger ist. Ich kann es gar nicht sein, weil ich seit fast einem Jahr mit niemandem zusammen war. Weil Männer so anstrengend sind und ich einfach nicht den Nerv habe. Bist du verheiratet? Hast du Kinder?

Wie gesagt ... Vielleicht ist es ja eine Kusine von uns, oder eine von den Nichten. Oder Tasheta. Aber sie lässt sich immer diese Depotspritzen geben ...

Eine ist jedenfalls garantiert nicht schwanger: unsere mittlere Schwester Renee. Weil sie vermutlich immer noch Jungfrau ist. Renee ist die realitätsfernste von uns, was Stet betrifft. Sie ist meine richtige Schwester, nicht nur eine Halbschwester. (Ich möchte echt nicht wissen, was meine Mama geritten hat, dass sie gleich zweimal auf Stet reingefallen ist.) Aber darüber hinaus haben Renee und ich so gut wie nichts gemeinsam. Wie man an unserem Verhältnis zu Stet sehen kann. In der Grundschule hat Renee allen erzählt, dass Stet und Mama verheiratet wären, dass er jedes Jahr eine Bahamas-Kreuzfahrt mit uns machte und ihr zu Weihnachten ein Barbie-Traumhaus geschenkt hätte. Jedes Jahr war es ein anderes tolles Geschenk. Wobei Stet sehr wohl jährliche Kreuzfahrten auf die Bahamas machte – mit seiner jeweiligen Freundin. Und Geschenke bekamen wir von ihm grundsätzlich keine. Verlass war bei ihm einzig und allein auf gebrochene Versprechen, verspätete Unterhaltszahlungen (wenn er überhaupt zahlte) und die Sommer in Grandmas Haus. Diese Sommer sind das einzig Gute, was mir zu ihm einfällt, und auch da glänzte er die meiste Zeit, die wir dort waren, durch Abwesenheit.

Aber für alles das war Renee taub und blind. Sie kaufte dem Mann zu jedem seiner Geburtstage, jedem Vatertag, jedem Weihnachten eine Karte und ein Geschenk. Als wäre er mindestens Vater des Jahres. Mama fragte dann immer, ob ich ihm nicht auch etwas schenken wollte. *Nein, Ma'am*. Genau das antwortete ich ihr. Nein, Ma'am.

Tasheta und ich lagen irgendwo zwischen den Extremen Kimba und Renee. Wir schmorteten in einem Töchter-Fegefeuer, wo man von seinem Vater sowieso kein Geschenk zum Geburtstag oder zu Weihnachten erwartet, aber sooft wieder nichts kommt, tut es doch höllisch weh.

An einem Vatertag waren Renee und ich mit Grandma in der Kirche. Renee war zehn, ich dreizehn. Stet hatte Grandma versprochen, auch zu kommen. Er versprach Grandma andauernd, in die Kirche zu kommen. Renee und ich saßen zu Grandmas beiden Seiten in ihrer üblichen Bank, zweite Reihe rechts. Renee drehte sich alle paar Sekunden nach